

## Beuys als Lehrer

JOHANNES STÜTTGEN: **Der Ganze Riemen.** Der Auftritt von Joseph Beuys als Lehrer – die Chronologie der Ereignisse an der Staatlichen Kunstakademie Düsseldorf 1966-1972, Hrsg. vom Hessischen Landesmuseum Darmstadt, Köln 2008, 1047 Seiten, 98 EUR.

Johannes Stüttgen beschreibt die Chronologie der Ereignisse an der Staatlichen Kunstakademie Düsseldorf als Biographie der Institution, ihrer Lehrer und ihrer Studenten. Im Kapitel über das Wintersemester 1967/68, (bes. S. 206f) beschreibt er den Kern der Probleme, wie sie Ende der sechziger Jahre an der Düsseldorfer Kunstakademie – und überhaupt bei den »68ern« – auftreten. Die Studenten um Beuys fordern, zu klarem, unbefangenen Denken angeregt und geschult durch die sogenannten Ringgespräche, die Überwindung des klassischen Lehrer-Schüler-Verhältnisses, weil es immer dann, wenn es um Kunst geht, nicht um etwas gehen kann, das es schon gibt, auf das man sich stützen könnte, weil man ja Kunstprofessor ist, vom Minister bestätigt, sondern um etwas, um das von geistig erwachsenen Menschen in Gemeinsamkeit gerungen werden muss. Der Professor ist dann auf Grund seiner Erfahrung vielleicht der bessere Gesprächsmoderator, aber nicht der Klügere. Das gilt vor allem für die Gestaltung der Hochschule, für die Aufnahme- und die Prüfungspraxis, für ihre Konferenzen. Gemeinsame Verantwortung, befreit von jeder Bevormundung durch Ministerien und ihre aus Parteikadern besetzten Führungsstellen, führt zu Strukturen, die sich aus dem »Erweiterten Kunstbegriff«, wie Beuys ihn vertrat, ergeben. Erweitert wurde dieser ja, indem er *alle* Gestaltungsfragen einbezog, auch die der gesellschaftlichen, der sozialen Gestaltung. Wer diesen Kunstbegriff nicht mitdachte und sein Sein mit ihm identifizierte, konnte sich durch jene, die konsequent nach ihm zu leben versuchten, nur angegriffen und existenziell in Frage gestellt fühlen. Der größere Teil der Professorenschaft zog sich, völlig verunsichert, schließlich auf die Machtposition des

Ministeriums zurück, das zuletzt – sich selbst gegenüber konsequent – Beuys entließ. Damit war die Machtfrage geklärt und die Ideenseite liquidiert.

Das ganze Buch, das Stüttgen geschrieben hat, beschreibt den Verlauf dieses eskalierenden sozialen Problems zusammen mit dem Ringen um zukunftsgeeignete Sozialformen.

Es beginnt mit Stüttgens erster Teilnahme an den »Ringgesprächen«, klassenübergreifenden Gesprächen zu Erkenntnisfragen, die seinen Wechsel in die Beuys-Klasse vorbereiten. Es beschreibt Beuys' Lehrerschaft, die immer mehr Studenten anzog, seine Korrekturen (z.B. S. 109 oder 146ff.), seine Aktionen und Ausstellungen (etwa documenta IV und V), die das Studium begleiten, seine gesellschaftlichen Aktivitäten aus der Idee der Dreigliederung des Sozialen Organismus, die Beuys nicht als Politik begriffen wissen will, sondern als kreativen individuellen Einsatz für die Form des Zusammenlebens und Arbeitens erwachsener Menschen.

Stüttgen beschreibt dann auch die chaotischen Verhältnisse, die in der Akademie eintreten, weil

- durch die Haltung der Professorenschaft,
- durch Gruppenbildungen wie der von Jörg Immendorf begründeten LIDL-Gruppe, die unter dem Mantel des Freien Geisteslebens in und (nach Hausverbot und Polizeieinsatz) vor der Akademie ihr Wesen treibt (von Beuys geduldet),
- durch eine gegen Beuys agierende Gruppe, die sich YIUP nennt (also eine Umschreibung von Joseph = rheinisch »Jupp«)
- durch Unterwanderung von Chaoten und Marxisten in der übergroß gewordenen Zahl von Studenten,
- und durch Beuys' unerbittliche Treue zur Idee der Freiheit im Geistesleben, die nur durch Beschlüsse Gleichgestellter eine rechtlich verbindliche Form für das Zusammenleben annehmen können,

die Institution kollabiert und nur noch durch die fristlose Kündigung von Beuys im Oktober 1972 ihre Ruhe wieder herstellen zu können glaubt.

Es müssen dramatische Jahre gewesen sein!

Dass nach sechs Jahren, 1978, in letzter und höchster gerichtlicher Instanz Beuys' Ehre wieder hergestellt wird, ändert nichts an der Verfassung und der Verfasstheit der Akademie.

Das Buch von Stüttgen ist die Biographie dieses Geisteskampfes. Aber es ist auch die Biographie des Biographen! Und gerade das macht dieses riesige Buch, besonders in der ersten Hälfte, so außerordentlich spannend. Stüttgen macht in den Akademiejahre eine Entwicklung durch, die in dieser Weise kaum einer der anderen Studenten mitvollzieht.

In vielen Einschüben aber lässt Stüttgen andere Studenten zu Worte kommen, teils durch aufgezeichnete Gespräche und Statements, teils durch Briefe oder Berichte (Imi Knoebel, Sigmar Polke, Karl Wimmenauer, Irmel Droese, Jost Stenger, Karl Fastabend, Felix Droese, Günter und Elke Graf, Stephan Stüttgen, Walter Stüttgen, Walter Dahn, Daniela Flörsheim) Viele andere, die als die »Jungen Wilden« in der Ausstellung »Westkunst« ihre Bedeutung ankündigten oder später im Kunstmarkt hervortraten, werden genannt, weil sie in Beuys' Klasse gewesen waren.

Dass Stüttgen von den anderen zum »Jünger« seines »Meisters« gemacht wird, nimmt er in Kauf. Er hat eine ungewöhnliche Vorurteilslosigkeit, die ihn die kühnen, gänzlich ungewohnten Darstellungen von Beuys in den Ringgesprächen nicht einfach ablehnen lässt (z. B.: »das ›Urtier« ist der Mensch«, er gibt der Evolution die Richtung). Er hat die rückhaltlose Ehrlichkeit, die bedingungslose Identität dieses Lehrers mit seinen Aussagen erfahren und kann ihm gegenüber infolgedessen auch dann offen bleiben, wenn er ihn nicht gleich versteht. Da er die innere Logik der von Beuys vorgebrachten Ideen zu Kunst, Mensch und Welt spürt, bewegt er das Aufgenommene so lange, bis ihm irgendwann, nach Wochen oder Monaten, plötzlich eine Einsicht kommt, die nun ihrerseits ganz seine eigene ist. So kann ihn auch der Hinweis Sigmar Polkes nicht erschüttern, der ihm eines Tages sagt, dass alles, was Beuys beitrage, von Rudolf Steiner stamme. Stüttgen hat erlebt, dass Beuys nicht einfach etwas Angelesenes weitergibt und dogmatisch vertritt, sondern dass er innerlich



*Joseph Beuys und Johannes Stüttgen in der Menge. Zeichnung von Stephan Stüttgen*

durchdrungen hat, wovon er redet, sodass er es aussprechen kann wie ein oder als ein selbst Erlebtes, selbst Erkanntes. Er ist glaubwürdig, weil man im Denken nachvollziehen kann, was er entfaltet, und weil sein Handeln seinen Ideen entspricht – in einer Konsequenz, die Stüttgen so noch nie erlebt hatte: »Ich bin begierig, diese Vorstellungen in mich hineinzunehmen, zumal sie mir eher mein ›logisches Grundempfinden«, also mein Bedürfnis nach Logik, bestärken. Ich sehe deutlich, dass die Sicht in der Weise, wie sie uns Beuys vorgeführt hat, zwar den gegenwärtigen Bewusstseinszustand attackiert, nicht aber im eigentlichen Sinne die Logik, also das klare Denken. Ich erlebe diese Vorstellungen nicht als abwegig, sondern als erlösend« (S. 353).

Durch die Schilderungen der Inhalte der Ringgespräche erfährt der Leser nach und nach in diesem *einen* Buch, was sonst in vielen Interviews und Statements in der Literatur verstreut ist.

Im ersten Ringgespräch überrascht Stüttgen, wie genau Beuys die in den Kreis gelegten Gegenstände – z. B. einen von einem Studenten mitgebrachten Oberschenkelknochen eines Höhlenbären – beschrieb und dann Ideen zur Evolution diskutierte, die in diesem Kreis noch niemand gehört hatte.

Ringgespräche über Wahrnehmung und Erfahrung, über Denken und Erkennen, Gespräche über Gegenwartskunst – Musik und FLUXUS, und dann die Gespräche über die Sozialstruktur der Gesellschaft und insbesondere der Akademie, aus denen sich z. B. die Gründung der Deutschen Studentenpartei/FLUXUS ZONE WEST (DSP) ergab.

Anhand der Gespräche über Beuys' »Plastische Theorie« hätte man die studentischen Gruppierungen in das Schema von *Chaos – Bewegung – Form* gut einordnen können: LIDL (und FLUXUS) stand am Chaos-Pol, die Marxisten ideologisch am Form- oder Erstarrungspol (wiewohl im Willen durchaus faschistoid), die FLUXUS ZONE ausgewogen in der Mitte.

Verschiedene Zeichnungen, die Beuys für Stüttgen machte und die bisher unveröffentlicht waren, illustrieren und beleben die Gedankenbildung (S. 285 und 356). Stüttgen beschreibt hier minutiös, wie diese Zeichnungen entstanden und worauf die gezeigten Elemente deuten. Zahllose Zeichnungen, die Beuys im Gespräch mit Kreide auf den Boden des Klassenraums machte, hat Stüttgen in seinen Notizheften nachskizziert und in die hier wiedergegebenen Gespräche eingefügt.

So konnte er die 1977 von Beuys an ihn herangetragene Frage nach der Dokumentation der Akademiejahre aufgreifen und mit großem Arbeitsaufwand dieses einzigartige dokumentarische Werk schaffen, das Personen- und Zeitbiographie zugleich geworden ist. Dass es schließlich nach langen Jahren zur Veröffentlichung der Texte, Zeichnungen und hunderter dokumentarischer Fotos gekommen ist, kann als wahrer Glücksfall gelten, an dessen Zustandekommen viele Personen beteiligt waren, die ihn befeuert haben, mit ihm durchgehalten haben, die konkret bis in die Finanzierung hinein geholfen haben.

Wer immer sich mit Beuys vertraut machen möchte, wer an seinen Ideen Interesse findet, wer die damalige Zeitgeschichte als Personenbiographie erleben möchte, findet hier das geeignete Buch. Stüttgen hat sich selbstlos zum Chronisten und damit zum lebendigen Darsteller der Ideen gemacht, die heute und weiterhin Menschheitsfragen sind. Inhaltlich konnten diese Fragen hier kaum angedeutet werden. Sie sind vielfach an anderer Stelle dargestellt worden. Bewegend ist immer wieder, *wie* Beuys auf Fragen antwortet, nicht nur, *was* er sagt.

Volker Harlan

## Simone Weil als Ratgeber?

OTTO BETZ (Hg.): **Schönheit spricht zu allen Herzen, Das Simone-Weil-Lesebuch**, Kösel-Verlag, München 2009, 221 Seiten, 16,95 EUR.

Simone Weil ist längst kein Geheimtipp mehr. Man kennt Kostproben ihrer stets auf das Unbedingte drängenden Gedanken, aber ihre Texte sind schwer zugänglich, denn – abgesehen von den gut und teuer edierten »Cahiers«, ihren Notizheften, die auch in der deutschen Ausgabe den französischen Titel tragen – sind sie so gut wie alle vergriffen. Deshalb trifft das von Otto Betz herausgegebene »Simone-Weil-Lesebuch« eine Marktlücke, pünktlich zum hundertsten Geburtstag der Philosophin und Mystikerin im Februar dieses Jahres. Simone Weils Werk ist für eine Anthologie wie geschaffen, da es vor allem aus Notizen, Tagebucheinträgen, Aufsätzen und Briefen besteht. So gibt es auch andere Sammlungen – Otto Betz selbst hatte unter dem Titel »Aufmerksamkeit für das Alltägliche« schon früher eine veröffentlicht –, die ebenfalls unter bestimmten Obertiteln die großen Ideen dieser Denkerin zusammenstellen. Die bekannteste ist wohl »Schwerkraft und Gnade«, 1947 als das erste Buch Simone Weils von ihrem Philosophenfreund Gustav Thibon herausgegeben. Ihm hatte sie vor ihrer Abreise zu ihrem kurzen Exilaufenthalt in Amerika ihre Notizhefte anvertraut. 1989 erschien dann die Auswahl auf Deutsch und war lange Zeit wohl

der Einstieg in Simone Weil. Aus dieser Zusammenstellung hat auch das vorliegende »Lesebuch« einige Notizen entnommen, die aber letztlich auch in den »Cahiers« zu finden sind, freilich in etwas spröderer Übersetzung. Eine kurze Darstellung des Lebens der Philosophin und einige einführende Bemerkungen zu der Art ihres Denkens stehen den Originaltexten voran, die in 10 Kapiteln gruppiert sind. Sie dürfen mit Themen wie etwa »Die harte Schule der Arbeit«, »Die Notwendigkeit und der Gehorsam«, »Aufmerksamkeit«, »Vom Glück und vom Unglück«, »Die Schönheit und das Universum« als repräsentativ angesehen werden. Was nur bei der Lektüre – etwa auch im Unterschied zu der Sammlung »Schwerkraft und Gnade« – merkwürdig aufstößt, sind die Überschriften, die den Werkzitate unmittelbar vorangestellt werden. Sie passen zum größten Teil überhaupt nicht zu Simone Weil. Wer sich in ihre unerbittliche Art etwas eingelesen hat, weiß, dass sie nie etwa »Windstoß der Befreiung« getitelt hätte, oder »Welches Leiden quält dich?« oder »Wie komme ich zur rechten Lesart?« oder »Das transparente Geheimnis der Freundschaft« oder »Die Früchte der Anstrengung« oder »Neue Heiligkeit: Die Verpflichtung, auf eine universale Weise zu lieben«. Das alles sind Titel, wie sie einem spirituellen Ratgeber anstehen, sie drücken auf das Niveau der Autorin und verharmlosen den großen und zum Teil schweren Ernst ihrer Gedanken. Natürlich ist die Schönheit des Universums ein zentrales Thema Simone Weils, aber der Titel des Lesebuchs »Schönheit spricht zu allen Herzen« weckt falsche Erwartungen. So lieb ist Simone Weil nicht. Wer etwas Erbauliches sucht, sollte sich anders orientieren. Das heißt nicht, dass man nicht auch aus der Lektüre Simone Weils Kraft schöpfen könnte. Ihre Spiritualität aber hat jenen Mysterien-Charakter, der sich zum Beispiel in jener schwer zu verkaufenden Sentenz über das Christentum widerspiegelt: »Die unendliche Größe des Christentums kommt daher, dass es keine übernatürliche Abhilfe gegen das Leiden sucht, sondern einen übernatürlichen Gebrauch des Leidens.« *Ruth Ewertowski*

## Aufklärung über Ungleichheit

ULRICH BECK: **Die Neuvermessung der Ungleichheit unter den Menschen: Soziologische Aufklärung im 21. Jahrhundert**, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 2008, 58 Seiten, 7 EUR.

Die vormoderne Gesellschaftsordnung verankerte die Ungleichheit der Menschen in der Natur. Der Wert oder Unwert eines Menschen war gottgewollt – und wer wollte die Schöpfung hinterfragen?

Wer im Besitz eines Fernsehgerätes ist, kann es täglich sehen: afrikanische Menschen werden in kleinen, überfüllten Booten vor die Küsten Europas geschwemmt. Ausgehungert, krank, verzweifelt. »Aber das geht doch nicht! Wo sollen die denn alle hin? Wer soll die denn ernähren?« Sind wir doch ehrlich: Wer von uns empfindet insgeheim nicht so? Hauptsache wir sitzen in unserem Eigenheim, das Auto steht vor der Tür, wir sind gesund, der Arbeitsplatz gesichert. Ist das nicht auch gottgewollt? Darum drehen sich unsere Gedanken, Gefühle und Gespräche, nicht um die Menschen dort in den Booten und Lagern.

Der Münchner Soziologe Ulrich Beck hat seinen Eröffnungsvortrag zum Soziologentag mit dem Thema »Unsichere Zeiten« am 6. Oktober 2008 diesem Thema gewidmet: der Ungleichheit unter den Menschen und wo wir diesbezüglich heute stehen.

Die Epoche der Aufklärung stellte diese bis dahin hingegenommene Ungerechtigkeit zum ersten Mal in Frage. War die metaphysische Prämisse hinfällig, musste auch die Ungleichheit grundsätzlich hinterfragt werden. Und es wurde gehandelt: Menschenrechte wurden formuliert und möglichst umgesetzt – wenn auch bis heute gewissermaßen an jeder Ecke deren Nichtbeachtung sichtbar ist: Frauen, Juden, Andersrasige, Minderheiten werden ausgespart, bleiben weniger gleich, und alles endet sowieso an den Grenzen des Nationalstaates.

Becks Analyse unterscheidet nun zwischen einer innerstaatlichen Situation und einer in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hinzugekommenen globalen Situation. Er defi-

niert: »Das Leistungsprinzip bestimmt *nationale* Ungleichheit, das Nationalstaatsprinzip legitimiert *globale* Ungleichheit.« Innerhalb der Landesgrenzen ist der Bettler am Straßenrand natürlich selbst Schuld, wenn er ungleicher ist als ich, denn er leistet ja nichts. Und Daimler-Chef Zetsche leistet selbstverständlich viel mehr als ich. Daher ist er auch mehr wert, d.h. er verdient mehr Geld, hat ein höheres Ansehen. Gottgewollt. Die *globale* Ungleichheit bezeichnet Beck später sehr klug als »methodologischen Nationalismus«, denn hier hat der liebe Gott ja für mich vorgesorgt: zum Glück bin ich in Deutschland, nicht in Nigeria geboren.

Was wäre denn nun die Alternative zum nationalstaatlichen Denken mit den bekannten destruktiven globalen Konsequenzen? Zur Beantwortung dieser Frage verweist uns Beck auf unsere eigene Perspektive: Können wir sie auf eine transnationale oder kosmopolitische Ebene ausweiten? Dass Beck diese Forderung ernst meint und selbst anwendet, spricht durch jede Zeile. Beobachter in jeder Sekunde, ist er zugleich tief betroffen. Dies führt ihn zum Gefühl der Verantwortung. Dieser Wissenschaftler hält sich nicht raus, er ist involviert. So nennt er es denn »organisierte Unverantwortlichkeit«, wenn Risikoerzeugung und Risikobetroffenheit – wie bei den Wirkungen des Klimawandels oder der Weltwirtschaft – räumlich und zeitlich entkoppelt werden. Viele Naturkatastrophen tragen diesen Januskopf. Sie werden hier gemacht und schlagen dort ein. Nur gut, dass sie das Deckmäntelchen der Natürlichkeit umhängen haben ...

Der kosmopolitische Soziologenblick fasst Ursachen und Wirkungen zunächst in aller Ehrlichkeit ins Auge, indem er die Verschleierung entdeckt, die Illusionen zerstört.

Was hier teilweise salopp formuliert ist, beruht auf einer soliden und klaren Analyse. Jeden Gedanken, den Beck entwickelt, knüpft er an eine soziologisch fundierte Beobachtung, wie man es von ihm gewohnt ist. Dabei verfällt er nie in Tatsachenfanatismus, klammert sich nicht an Zahlen und Statistiken, sondern wertet eigenständig und deutet weitsichtig.

Aber Beck geht noch weiter: »Globale Risiken

konfrontieren mit den scheinbar fernen Anderen ... Der entfernte Andere wird zum inneren Anderen ...« Dem kosmopolitischen Blick kann das nicht entgehen, denn er durchschaut die Zusammenhänge und gerät somit in die zunächst »unfreiwillige Konfrontation mit dem fremden Anderen«. Sind wir so weit mitgegangen, merken wir spätestens hier, dass es Beck nicht nur ernst ist, sondern dieser Ernst Konsequenzen einfordert. Er und wir haben ein Mangelerebnis, nämlich an uns selbst. Wir sind nämlich gar nicht in der Lage, dieses Fremde wirklich zu verstehen und in uns aufzunehmen. Es besteht Bedarf nach einer »Hermeneutik des fremden Anderen«. Und das bei jedem von uns.

Lydia Fechner

## Das Afrika eines Vaters

J.M.G. LE CLÉZIO: **Der Afrikaner**, Aus dem Französischen von Uli Wittmann, Carl Hanser Verlag, München 2007, 136 Seiten, 14,90 EUR.

Der Junge von acht Jahren hat einen Körper, aber kein Gesicht. In der Hütte in Ogoja in Nigeria, die er seit kurzem mit seiner Mutter und dem kleinen Bruder bewohnt, gibt es keine Spiegel, keine Bilder. Die Gesichter, die er vorher in Frankreich gesehen hat, auch das eigene, verblassen. Sozusagen als Folge davon, so wird er es später aus der Erinnerung beschreiben, tauchten die Körper auf ... »Das natürliche, von keiner Scham getrübbte Verhältnis zum Körper in Afrika war etwas sehr Schönes. Es erweiterte und vertiefte das Blickfeld, vervielfachte die Empfindungen, spannte ein menschliches Netz um mich herum.« Der Anblick einer alten Frau, nackt und runzelig, erregt nicht etwa Entsetzen oder Mitleid, der Junge »empfand Liebe und Interesse, also jene Regungen, die der Anblick der Wahrheit, der erlebten Wirklichkeit hervorruft.« Afrika schuf ihm ein neues Gedächtnis, von da an würde es nur noch die Zeit vor und die Zeit nach Afrika geben. Afrika war Freiheit, geprägt von der Vorherrschaft des Körpers, Bewegungsfreiheit, Gedankenfreiheit, emotionale Freiheit, wie er sie später nie wieder erleben würde. Aber Afrika war auch Gewalt. In Ogoja

lernte er »eine andere Form von Gewalt kennen, die offenkundiger, handgreiflicher war und« seinen »Körper erbeben ließ. Sie kam in allen Einzelheiten des Lebens und der umgebenden Natur zum Ausbruch ...«

Der achtjährige Junge ist der spätere Literaturnobelpreisträger Le Clézio. Als er 2008 ernannt wurde, kannte ihn hierzulande kaum jemand. Greifbar war auf Deutsch dieses schmale Bändchen, im Original bereits 2005 erschienen. Der »Afrikaner« ist der Vater des Erzählers. Er hat insgesamt 22 Jahre als Arzt in Afrika gearbeitet, erst in Kamerun, dann in Nigeria. Während des Zweiten Weltkrieges hatte er seine Frau mit den beiden Kindern in Frankreich alleine lassen müssen, 1948 suchten sie ihn in Ogoja auf, um dort etwa zwei Jahre mit ihm zu leben, bis er in den Ruhestand nach Frankreich zurückgeschickt wurde.

Liest man über Le Clézio nach (geb. 1940 in Nizza), erfährt man rasch, dass er ein großer Weltreisender ist, über die verschiedensten Länder geschrieben hat, aber auch als Globalisierungskritiker gilt. Horace Engdahl, der Sprecher der Nobelpreis-Jury sagt von ihm: »Le Clézio ist ein Kosmopolit und Nomade, der mehreren Kulturen angehört.« Um so verblüffender, wenn der Schriftsteller selber (der Klappentext zitiert es) sagt, er habe »in seinem Leben *nur eine wirkliche Reise* gemacht«: die Reise des Achtjährigen in ein unbekanntes Land zum unbekanntem Vater (Herv. H.M.). So ist die biographische Erzählung ein Buch der doppelten Fremdheit und Annäherung: an Afrika und an den »Afrikaner«. Seinem Vater jedoch kommt er nie wirklich nahe, schon gar nicht nach der Rückkehr nach Südfrankreich, wo dieser ein außerordentlich strenges Regiment führt. »Heute bin ich fähig zu bedauern, dass ich diese Begegnung verpasst habe ...«

Das Verhältnis des Vaters zu Afrika muss sich stark gewandelt haben. Der Krieg wird den afrikanischen Traum zerstören: Verbitterung und Hass auf den Kolonialismus sollen seine Lebenszeit nach Rückkehr prägen. Aber es gab auch eine Zeit voller Hoffnung, besonders rund 15 Jahre in Bansa (heute Kumbo) in Kamerun, als die beiden Eheleute, seine Eltern, zusam-

men arbeiteten und lebten. Der Rückblick auf diese Zeit gehört zu den angenehmsten Passagen: Es ist eine Zeit des tätigen Glücks und der Liebe. »Es grenzte geradezu an Glück. In dieser Zeit wurde meine Mutter zweimal schwanger. Die Afrikaner sagen, dass ein Mensch nicht an dem Tag geboren wird, an dem er den Bauch seiner Mutter verlässt, sondern an dem Ort und in dem Augenblick, wo er gezeugt wird. Ich weiß natürlich nichts über meine Geburt ... Aber wenn ich mich zurückziehe in mich selbst, die Augen nach innen richte, nehme ich diese Kraft wahr, diese brodelnde Energie, diese Suppe aus Molekülen, die bereit sind, sich zu vereinigen, um einen Körper zu bilden. Und sogar noch vor dem Augenblick der Zeugung: all das, was ihr vorausgegangen ist, was in der Erinnerung an Afrika liegt ... ganz konkret in den Bildern von den Hochplateaus: die Dörfer, die Gesichter der Greise, die geweiteten Augen von an Ruhr leidenden Kindern, der Kontakt mit all diesen Körpern, der Geruch der menschlichen Haut, das klagende Geflüster. Trotzdem oder gerade deshalb sind diese Bilder ein Ausdruck des Glücks und der Fülle, woraus ich hervorgegangen bin«.

Das Buch ist in einer knappen, doch höchst prägnanten Sprache geschrieben. Es hat mich mit den ersten Worten in Bann geschlagen. Beigegeben sind in Brauntönen einige der Bilder, die der Vater seinerzeit mit der Leica aufgenommen hat.

*Helge Mücke*

## Archimedes neu entdeckt

REVIEL NETZ / WILLIAM NOEL: **Der Kodex des Archimedes. Das berühmteste Palimpsest wird entschlüsselt**, C.H. Beck Verlag, München 2008 (4. Aufl.), 303 Seiten, 19,90 EUR.

Das bereits in 4. Auflage erschienene Buch über ein einzigartiges frühmittelalterliches Manuskript hat die Herzen und Häupter vieler Leser im Sturm erobert: Es ist ein fesselnder Bericht über die abenteuerliche Überlieferung des letzten, und für einige Zeit auch als verloren geglaubten Manuskriptes mit mathematischen und physi-

kalischen Abhandlungen von Archimedes. Dabei handelt es sich um ein sogenanntes Palimpsest, das heißt ein für andere Zwecke – hier ein Brevier christlicher Gebete für verschiedenste Gelegenheiten des kirchlichen und täglichen Lebens – rezykliertes Pergament. Das Original (hier Abschriften von Texten von Archimedes) wurde für diesen Zweck mit Hilfe von Säuren und Schabern entfernt – Gott sei Dank so oberflächlich, dass das Original mit Hilfe einer Lupe über weite Strecken noch lesbar blieb.

Da die ursprünglichen Seiten halbiert und in das neue nur noch halb so große Buch eingebunden wurden, waren Teile des Textes physisch nicht mehr zugänglich. Zudem wurden noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einige Seiten mit Kopien mittelalterlicher Miniaturen übermalt, um dem Manuskript einen wertvolleren Anschein zu geben. Vorher jedoch konnte der maßgebende Herausgeber der Werke des Archimedes, der dänische Wissenschaftshistoriker J. L. Heiberg, mit großer Treffsicherheit, Intuition und guten Kenntnissen der mathematisch-geometrischen Methoden des Archimedes am Anfang des 20. Jahrhunderts das Allermeiste rekonstruieren und musste, soweit man bisher wusste, nur ganz wenig unentzifferbare Lücken offen lassen. Das Manuskript war damals allerdings in einer weit besseren Verfassung als heute. Und trotzdem konnte durch dieses Projekt der erneuten Entschlüsselung des Palimpsestes einiges Neue zutage gefördert werden.

Wie es dazu kam, und was man alles unternommen hat, die Schäden und Lücken mit modernsten Mitteln zu überwinden, um alles nur irgendwie Entzifferbare analysieren zu können, macht einen großen Teil der Berichte in diesem Buch aus. Man erfährt nebenbei viel Wissenswertes zur Überlieferungsgeschichte griechischer Manuskripte, über die Herstellung und spätere Konservierung derselben, über die katastrophalen Auswirkungen von Bränden und Kriegen, und über die Auswirkungen von Desinteresse und Ignoranz sowie von jahrhundertelanger Sorgfalt, Pflege und Wertschätzung für die gegenwärtige Verfügbarkeit alter Pergamente.

Das Bild des Archimedes als größter Mathema-

tiker und mathematisch orientierter Naturwissenschaftler der Antike hat sich dadurch noch vertieft und erweitert. Er hat mehr Methoden der modernen Mathematik (Berechnung krummliniger Flächeninhalte, Methoden zur Rechnung mit dem Unendlichen, Grundlagen der Kombinatorik, Unterscheidung verschiedener Arten von Unendlichkeiten) vorweggenommen, als man bisher wusste. Darüber hinaus war er Wegbereiter der Mathematisierung der Naturwissenschaft und wurde in dieser Funktion erst wieder von Galileo Galilei eingeholt.

In diesem Palimpsest befinden sich Teile von Abhandlungen, die sonst in keinem anderen Manuskript überliefert worden sind. Einige dieser mathematischen und physikalischen Ergebnisse werden auch in dem Buche vorgestellt. Allerdings in einer Weise, die mathematische Laien überfordert und mathematisch versierte Leser wegen ihrer Umständlichkeit frustriert. Man hätte diese Teile besser in konzentrierter Form in einen Anhang verbannt und im Haupttext nur die Resultate in anschaulicher Form präsentiert.

Im großen Ganzen aber handelt es sich um ein sehr gelungenes Buch, das die LeserInnen an einem spannenden Entdeckungs- und Entzifferungsabenteuer teilnehmen lässt, das noch nicht abgeschlossen ist (siehe für den neusten Stand: [www.archimedespalimpsest.org](http://www.archimedespalimpsest.org)). Die detaillierte wissenschaftshistorische Verarbeitung der entsprechenden Texte muss ebenfalls noch geleistet werden. Ob die Geschichte der modernen Mathematik anders abgelaufen wäre, wenn diese Schriften Descartes, Pascal, Leibniz oder Newton zu Gesicht gekommen wären, muss offen bleiben.

*Renatus Ziegler*

## Schiller reloaded

FRIEDRICH SCHILLER: **Über die ästhetische Erziehung des Menschen**, neugefasst von LORENZO RAVAGLI. Edition Neue Impulse, Perchtholdsdorf 2008, 175 Seiten, 17,95 EUR.

Wussten Sie schon, dass der Dichter und Denker Friedrich Schiller (1759-1805) seine »ästhetischen Briefe« erst anno 2008 verfasst hat, also zu einer Zeit, in der »Freyheit« mit i, »Theil« ohne h und »Hochfürstlichen Durchlaucht« überhaupt nicht mehr geschrieben wurde? Nein? Ganz so ist es auch nicht, aber so ähnlich. Denn auf Initiative des Instituts »Neue Impulse durch Pädagogik und Kunst« und der »Arbeitsgemeinschaft der Germanisten der Allgemein Bildenden Höheren Schulen Niederösterreichs« hat Lorenzo Ravagli den Versuch unternommen, die Lektüre Schillers in die heutige Zeit zu transkribieren. Neben der Textübertragung und -umarbeitung in heutige Sprachlichkeit finden sich in einem ausführlichen didaktischen Kommentar am Ende des Buches außerdem noch Arbeitsmodule und Reflexionstools für die pädagogische Unterrichtspraxis, die von Peter Bubenik und Christian Schacherreiter bearbeitet sind.

Welches Anliegen verfolgten Herausgeber und Autor mit dieser Publikation? Auf dem Buchrücken liest sich das wie folgt: »Die Aufspaltung der Erziehung in ein Übergewicht der abstrakt-analytischen Bildung auf der einen Seite und eine einseitige Ausrichtung auf das Profitorientierte oder Materielle auf der andern Seite sind über die Maßen bestimmend. So stehen heute eine vergleichsweise hohe intellektuelle Allgemeinbildung einerseits und ganz offensichtliche Defizite im Handeln andererseits dicht nebeneinander. Das bildungspolitische Ideal von Friedrich Schiller richtet sich gegen eine bloß utilitaristische Definition von Bildung als Ausbildung. So gewinnt eine künstlerische Erziehung des Menschen enorme Wichtigkeit und Aktualität«. Die Aktualität Schillers betont auch Ravagli nochmals in seinem Vorwort.

Aber warum sollte man dann nicht einfach Schiller im Original lesen? Weil »das Einzige, was an diesen »Briefen« veraltet erscheint, die

Sprache [ist]«, wie es Peter Wolsdorff für die Herausgeber zu Beginn zu verstehen gibt. Weil es »Menschen unserer Zeit nicht leicht haben, den Inhalt zu verstehen« (Wolsdorff), bzw. weil Schiller »seine Betrachtungen in einer Sprache vorgetragen [hat], die heute vielen Menschen den Zugang zu seinen leuchtenden Gedanken unnötig erschwert« (Ravagli) soll also ein Remake als bildungspolitische Besserungs-offensive produziert werden, bei dem es bloß um die »»theoretische Kultur« – das Begreifen des Textes« (Wolsdorff) ankommen soll. Na, stecken wir hier nicht schon mitten drin in einem Selbstwiderspruch?

Um es unverblümt vorwegzunehmen: In meinen Augen ist das hier angelegte und als Buch vorgelegte Projekt gescheitert. Und zwar nicht aus *ethischen*, sondern aus *ästhetischen* Gründen. Ich sehe es nicht als Problem, dass man Schiller trotz seines Genies, seiner Wichtigkeit und seiner Bedeutung nach- bzw. neuerzählt, auch wenn man ihn damit gewissermaßen ein wenig vom Sockel holt. Vielmehr ist die Frage: Was gerade ist wesentlich für die von Schiller in seinen »ästhetischen Briefen« explizierte ästhetische Erziehung – und was nicht?

Einer meiner Mitbewohner hat kürzlich seine Bachelor-Thesis an der Universität im Fach Erziehungswissenschaften fertiggestellt. Sein Arbeitstitel: Schillers ästhetische Briefe *als* ästhetische Erziehung. Seine Fragestellung: Legt Schiller seine Gedanken in den »ästhetischen Briefen« so an, dass er nur über eine ästhetische Erziehung theoretisiert, oder gelingt es ihm eine Form zu schaffen, bei der der (ohne Zweifel schwierige) Mitvollzug der inhaltlichen Gedanken wie eine ästhetische Erziehung wirkt? Plakativ und verkürzt gefragt: Schreibt Schiller selbst unterjocht vom Form- und/oder Stofftrieb, oder aus dem ästhetischen Zustand heraus, also aus dem Spieltrieb, so dass der Leser *beim* Lesen ästhetisch erzogen wird, weil die Briefe selbst *als* ästhetische Erziehung wirken können? Sowohl die Argumentation meines Mitbewohners als auch meine eigene Leseerfahrung können Schiller letzteres bescheinigen. Dies würde einiges über die Bedeutung der Form, also hier der Sprache, aussagen,



denn übergeht man jetzt einfach selbige, weil man Schiller »begreifen« will, fügt man bestenfalls der anfangs konstatierten intellektuellen Allgemeinbildung einen weiteren Baustein hinzu, nicht aber das, was gerade die *ästhetische* Erziehung ausmacht. In meinen Augen werden deshalb Autor und Herausgeber weder ihren eigenen, noch Schillers Ansprüchen gerecht. Noch eine abschließende Bemerkung: Natürlich kann Schillers Sprache heute als Barrikade gesehen werden, ihn zu lesen. Aber wenn man seine Schriften transkribiert, komprimiert und schematisiert, versteht man ihn dann besser? Zweifellos kann damit eine simplere intellektuelle *Vermittlung* erreicht werden. Doch diese verspricht eben nicht die Halbwertzeit und Nachhaltigkeit, die ein mühevoll *Erleben* von Schillers »ästhetischen Briefen« ermöglichen könnte.

Ökonomisch ist übrigens alles eingerichtet, dass Schiller im Original zu einem Bildungsrenner wird: Vor drei Jahren habe ich mir für den Deutschunterricht in der 12. Klasse die »ästhetischen Briefe« zu einem Preis gekauft, der die hiesige Publikation bei weitem unterbietet. Ich würde es heute wieder tun ...

*Philip Kovce*

## Auf der Suche nach dem Geist in der Baukunst

HEINZ GRILL: **Die Idee der Synthese von Spiritualität und Baukunst.** Lammers-Koll Verlag, Niefern-Öschelbronn 2008. 112 Seiten mit zahlreichen Farbabbildungen, gebunden, 29,90 EUR.

Der Autor, eigener Aussage zufolge »spiritueller Lehrer, Heilpraktiker und Yogalehrer«, versucht in ehrlichem Bemühen, sich der Frage differenzierter Wirkungen der Architektur auf Menschen zu nähern. Ausgangspunkt ist ihm dabei einerseits ein Haus der Besinnung, in dem er selbst tätig ist und in welchem die im vorliegenden Band wiedergegebenen vier Vorträge September 2007 gehalten wurden, und andererseits die von ihm praktizierte spirituelle Schulung (Yoga). Heinz Grill sieht letztere in gewisser Beziehung zur Anthroposophie Rudolf Steiners. Das kann aufmerken lassen, da Fragen von Menschen nach und an Anthroposophie immer offensichtlicher werden. Es kann aber auch, wie im Fall des Rezensenten, im Verlauf der Lektüre zunehmend irritieren. Denn wie Grill »die Idee der Synthese von Spiritualität und Baukunst« (Titel) denkt, wird nicht wirklich klar.

So bleibt in folgender Passage zu Beginn des zweiten, im Titel großes Interesse weckenden Vortrages »Der kulturelle Aufstieg des Wohnens durch die Entwicklung der Sinnesfreude« meines Erachtens unklar, worauf der Autor wirklich hinaus will: »Begriffe, die aus einem Schulungssystem, wie es die Anthroposophie ist, stammen, sind natürlich für alle Teilnehmer zunächst einmal von ganz abstrakter Art. Der Teilnehmer kann sie hören und kann sich naturgemäß allerlei Phantastereien und Vorstellungen darüber machen. / Nur durch die anhaltende Beschäftigung können die Vorstellungen in jene Richtung geführt werden, die zu einer praktischen Integration führt. Gestern wurden diese Begriffe [»Ich«, »Astralleib«, »Ätherleib«, »Körper«; vgl. S. 19] genannt, nicht damit eine besondere Schwierigkeit in diesen

Kurs eingeführt wird, sondern damit ein Versuch gemacht wird, das Wesen des Menschen darzustellen, wie er in Beziehung tritt zu sich selbst, zur Gestaltung der Erde, zu seinen Mitmenschen und schließlich zu seiner geistigen Vorstellung. Diese Ausrichtung wurde so bezeichnet und dass ist eventuell ungewöhnlich, dass sie von ›von oben nach unten‹ stattfinden muss. Die Begrifflichkeit ›von oben nach unten‹ trägt auch manche indische Geistlehre. Sie ist ganz besonders direkt oder indirekt in der anthroposophischen Lehre Rudolf Steiners enthalten. Von oben nach unten soll der Mensch in sein Wirkungsfeld eintreten« (S. 31).

Tatsächlich wäre es interessant im Bezug auf diese, hier exemplarisch stehende Passage, zu wissen, was a) das charakteristische des Schulungsweges der Anthroposophie ist, warum und inwiefern b) Steiners Begriffe abstrakt »sind«, inwiefern es c) konsequent ist, zu denken, dass sich mir über einen Begriff, der für mich zunächst verschlossen (»abstrakt«) bleibt, »Phantastereien und Vorstellungen« anschließen, inwiefern d) »eine besondere Schwierigkeit« (welche?) ein Problem für die Erkenntnissuche darstellt oder worin e) tatsächlich Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen »indische[r] Geistlehre« und der »anthroposophische[n] Lehre Rudolf Steiners« liegen? Darauf gibt Heinz Grill keine klaren oder richtungweisenden Antworten, sondern verbleibt in einer für mich rätselhaften Ambivalenz, in der nur gelegentlich für den Leser wirklich einsichtige Aussagen »aufleuchten«, wenn es zum Beispiel ebenfalls im zweiten Vortrag und nach Hinweis darauf, dass die »anthroposophische Baukunst« (S. 47) außerordentlich gut die Gestaltung von Türen »beherrscht«, heißt: »Nun gibt es so etwas wie eine Türe in der geistigen Welt nicht« (S. 49). Dabei geht es dem Autor keineswegs um eine Kritik der Anthroposophie, doch führen Aussagen wie die folgende, sollen sie nicht als Plattitüden missverstanden werden, den Leser wie in innere Leere, eine Leere freilich, in der sich nicht etwa durch den lesend-denkenden Mitvollzug etwas Lebendiges bildet: »Es ist ein Unterschied, wie sich ein Mensch kleidet und es ist ein großer Unterschied, wie sich jemand

Räume schafft, wie er sie gestaltet, wie er sie erbaut« (S. 59); »Einen Raum zum Wohnen würde es niemals geben, wenn der Mensch den Wohnraum nicht ausgestalten würde. Häuser würde es nicht geben, wenn die Menschen keine Häuser bauen würden« (S. 61).

Wenn man als Leser (und Rezensent) begriffen hat, dass Heinz Grill im sanften Üben des eigenen spezifischen Yoga-Weges sich in Beziehung zur Frage der Gestaltung von Architektur setzt, dann wird das Tastende im Begrifflichen – das aufgrund des Fehlens von Klarheit nicht selten wie angedeutet als unbefriedigend erlebt werden kann – vielleicht verständlich.

Doch man gewinnt den Eindruck, dass sich der Autor immer gerade dann, wenn es interessant wird, gleichsam wie zurückzieht: »Die Bewegung der Form und die Transzendierung der Form sind jedoch im weiteren Verlauf relativ anspruchsvolle Aussagen, die nun hier von meiner Seite nicht mehr weiter herangetragen werden« (S. 75). Dass ist schade, denn so nimmt sich Heinz Grill meines Erachtens viel von dem, was er fassen will und sich über seinen Erkenntnisweg zweifellos erarbeitet hat. Mit Blick auf die von ihm in vielen Arbeitsprozessen mit unterschiedlichen Menschen geschaffene, farbenfrohe Innenarchitektur des unter Denkmalschutz stehenden alten Gebäudes entsteht oft der Eindruck eines Ambiente aus »Schöner-Wohnen-Zeitschriften«. Gerade das aber will Heinz Grill, wie der Titel andeutet, ja nicht. So fordert er mit dem ansprechend gestalteten Buch mehr als er letztlich einlöst. Dass die architektonische Gestaltung des »Hauses der Besinnung« ausgehend von dem Schlüsselbegriff des von oben nach unten verlaufenden »Sinnesstromes« konzipiert und realisiert wurde, kann der Leser nicht zuletzt an den vielen Abbildungen sehr gut nachvollziehen. Inwiefern diese im Physischen Realität gewordenen Formen und bestimmte Farben ihren Ursprung im Geistigen haben, ist mir als Rezensent allerdings nicht anschaulich geworden.

*Matthias Mochner*

## Reise um die Welt

GEORG FORSTER: **Reise um die Welt**, Illustriert von eigener Hand. Mit einem biographischen Essay von Klaus Harprecht u. einem Nachwort von Frank Vorpahl, Eichborn Verlag / Die Andere Bibliothek, Frankfurt/M. 2008 (4. Aufl.), 648 Seiten, 99 EUR.

In der Edition *Die Andere Bibliothek* des Eichborn Verlages ist der berühmte Reisebericht Georg Forsters von der legendären Weltumsegelung des James Cook im Jahre 1777 erschienen, originalgetreu und erstmals illustriert mit wunderschönen Tier- und Pflanzenbildern aus eigener Hand.

Georg Forster war siebzehn, als er mit seinem Vater im Juli 1772 an Bord der »Resolution« ging, um die zweite Weltumsegelung des Captain Cook als Naturforscher und Zeichner zu begleiten. Die Expedition dauerte 1111 Tage und erkundete Regionen, in die zuvor noch nie ein Europäer gekommen war. Neue Wasserwege, Inseln, Pflanzen und Tiere wurden entdeckt. Auch Indianer wurden gesichtet. Ziel der Expedition war es, die legendäre »terra australis incognita« zu entdecken und diesen Teil der Erde auch kartographisch zu erschließen. Forsters Reisebeschreibung, die in Wort und Bild eine bis dahin unbekannte Welt festhielt, machte ihn in ganz Europa berühmt. Er verstand es, von fremden Wesen und unbekanntem Welten zu erzählen. Mit seiner Schrift vermittelte er auch die aufklärerischen Ideen seiner Zeit. Viele Geistesgrößen, darunter Georg Christoph Lichtenberg, Benjamin Franklin und der Comte de Buffon, kamen nach London gereist, um den jungen Forster persönlich kennenzulernen.

Der junge Alexander von Humboldt erklärte Georg Forster zum »hellsten Stern« seiner Jugend. Immer wieder verschlang er dessen Reisebericht. Er habe »eine neue Ära wissenschaftlichen Reisens« eingeleitet. Als zwanzigjähriger Student durfte Humboldt den in ganz Europa bekannten Georg Forster für vier Monate auf einer Rundreise begleiten. »Mehr hat man doch nicht, als was einem durch diese zwei Öffnungen der Pupille fällt und die Schwingungen

des Gehirns erregt«, notierte Forster kurz vor seiner Reise mit Humboldt, »Anders als so nehmen wir die Welt und ihr Wesen nicht auf. Die armseligen vierundzwanzig Zeichen reichen nicht aus«. Von Georg Forster, hält Humboldt am Ende seines Lebens fest, habe er jenen ersten starken Impuls empfangen, der aus ihm schließlich selbst einen Forschungsreisenden werden ließ. Auch Goethe, Herder und Wieland bewunderten Forsters universelle Begabung, dessen empathischer Blick philosophische Betrachtung, objektive Wahrnehmung und subjektives Empfinden miteinander verbinden konnte. Forster hielt Geschautes im Bilde fest und beschrieb, was er wahrnahm: »Vergleichen, Ähnlichkeiten und Unterschiede bemerken, ist das Geschäft des Verstandes, schaffen kann ihn nur die Einbildungskraft.« Beim Zeichnen entdeckte er sein schriftstellerisches Talent.

Der Betrachter seiner Zeichnungen spürt intuitiv, dass Wort und Bild *einer* Quelle entstammen. Poetisch wie die Sprache sind auch die märchenhaften Zeichnungen Forsters. Sie lassen jenen Zwischenraum erahnen, der im schöpferischen Akt des Zeichnens zwischen dem Künstler und seinem Gegenüber gewirkt haben mag. Mit seinem empathischen Blick ließ Georg Forster die Wesen der Natur – ob Vogel, Fisch oder Pflanze – in ihrer Würde erscheinen. Forster malte, was er empfand. Doch gingen seine Empfindungen immer von konkreten Erscheinungen aus. Er ordnete sie, gab ihnen Namen und stellte Zusammenhänge her.

Forster schrieb seinen Reisebericht von der drei Jahre währenden Weltumsegelung zunächst in englischer Sprache. Aufgrund erheblicher Differenzen zwischen dem Vater Reinhold Forster und James Cook musste er ohne die vielen zoologischen und botanischen Zeichnungen des Sohnes Georg erscheinen. Der Vater hatte, um die Herausgabe der englischen Exemplare finanzieren zu können, heimlich die vom Sohn mit großer Hingabe gefertigten 271 zoologischen Zeichnungen und 301 botanischen Skizzen verkauft. Georg Forster musste nun zusehen, wie sie allesamt unveröffentlicht auf Nimmerwiedersehen ins Dunkel eines Archivs verschwanden. Erst zweihundert Jahre später

tauchten sie durch einen Zufall wieder auf. Nun liegt Forsters Reisebericht erstmals zusammen mit seinen farbenprächtigen Aquarellen und mehr als 500 Tier- und Pflanzenzeichnungen in einer großformatigen Prachtausgabe vor. Berücksichtigt wurden vor allem Tiere und Pflanzen, von denen Forster noch vor ihrem Aussterben Zeugnis ablegen konnte. Von den Skizzen und halbkolibrierten Blättern kann der Leser und Betrachter viel über die Arbeitsweise des genialen Naturforschers erfahren. Ein biographischer Essay vollendet den Sonderband über den großen »verkannten Klassiker« Georg Forster, der als Weltumsegler, Naturforscher und Politiker zu Weltruhm gelangte, als Mensch aber seelisch und geistig erschöpft und vereinnahmt wurde vom eigenen Vater, für den er schon als Kind wie ein Sklave arbeiten musste. Georg Forster starb neununddreißigjährig völlig verarmt und vereinsamt in Paris.

*Karin Haferland*

## Wiedergewinnung der Evangelien

**CHRISTOPH RAU: Die Vier um den Einen – Wesensart und spiritueller Hintergrund der Evangelien**, Verlag Dieter Winkler e.K., Bochum 2008, 166 Seiten, 16,50 EUR.

Christoph Rau, Priester in der Christengemeinschaft und gelehrter Theologe, schon länger bekannt und geschätzt durch weiterführende Studienwerke zu einzelnen Evangelien, hat mit *Die Vier um den Einen – Wesensart und spiritueller Hintergrund der Evangelien* nun ein übersichtliches, knapp gefasstes Erkenntnis- und Methodenbuch zu den vier Evangelien vorgelegt, in welchem er die Summe von 50 Jahren Beschäftigung zieht.

Wer als Forscher sich selbst und seine Ideen nicht wichtiger als den Gegenstand der Forschung nehmen will, gelangt zuletzt dahin, dass er erkennt: Jeder Gegenstand bedarf seiner eigenen Methode, seiner eigenen Wissenschaft. Ein Forschungs-»Gegenstand« in diesem Sinne sind fraglos das Alte und das Neue Testament, insbesondere die vier Evangelien. Wie kön-

nen wir uns ihnen nähern? Es mag nicht angemessen sein, verallgemeinernd abzulehnen, was Theologen auf diesem Felde in den vergangenen 200 Jahren geleistet haben. Es sind mannigfaltige, sehr wertvolle Einzelerkenntnisse hervorgebracht worden, denen oftmals aber eine Tendenz eigen ist: Die Evangelien zu zergliedern, von ihnen weg zu führen zu dem, was als »eigentliche«, letztlich nur mehr irdische Wirklichkeit dahinter sei. –

Indem wir die Mitteilungen Rudolf Steiners zu den vier Evangelien, welche dieser in zahlreichen Vortragsreihen gegeben hat, studieren, werden wir unendlich bereichert und auch religiös berührt. Nur selten aber wurden die vielen methodischen Hinweise Steiners angewendet, so dass sich auch hier eine ähnliche Tendenz von den Evangelien weg zeigt. Symptomatisch hierfür folgende, häufig vorgefallene Begebenheit: Wer hat nicht schon einmal erlebt, dass jemand aus seinem Bekanntenkreis mit leuchtenden Augen erzählte, im Arbeitskreis lese man jetzt das Johannesevangelium, befinde sich gerade im 8. Kapitel ... und bei näherem Nachfragen stellte sich heraus, dass der 8. Vortrag eines entsprechenden Steiner-Vortragszyklus gemeint war. – Rudolf Steiner hat in den verschiedensten Zusammenhängen angemahnt, man möge die Ergebnisse der zeitgenössischen Wissenschaften voll anerkennen und durch Methoden und Ergebnisse der Geisteswissenschaft (Anthroposophie) erweitern (nicht ersetzen!).

Es bedarf dieser Präliminarien, um die Leistung Christoph Raus richtig schätzen zu können. Er beginnt sein Buch mit einer Bestandsaufnahme. Er setzt bei Rudolf Bultmanns Forderung an, alles Übersinnliche sei aus den Evangelien zu entfernen (Entmythologisierung), zeigt die Folgen auf und knüpft daran die Ausgangsfrage für sein Buch: Wie wir wieder Vertrauen in diejenige Wirklichkeit gewinnen können, die in den biblischen Schriften die Hauptrolle spielt. Gliederung und Komposition der Evangelien sind als Lesart durchaus nicht erst von Christoph Rau entdeckt worden, gab es doch anhand einzelner Worte oder Motive auch bei früheren Autoren (E. Bock, R. Frieling) Beispiele für die Wichtigkeit dieser Kategorie. Rau führt mittels

präziser Untersuchung des Wortgefüges energisch zu den Bildegesetzen aller vier Evangelien – und zeigt damit zugleich, dass hier kein abstraktes Schema als »Schlüssel« gefunden worden ist, sondern dass wiederum jedes Evangelium seine eigene Systematik hat: Die gemeinsame Grundstruktur liegt darin, dass wichtige Hinweise zum Aufbau jeweils am Beginn, in der Mitte und am Schluss gegeben werden. Das macht auch erforderlich, sich über die seit Jahrhunderten »gültige«, teilweise aber willkürliche und keineswegs unverzichtbare Kapiteleinteilung zunächst hinwegzusetzen.

Für das Matthäusevangelium ergeben sich, erkennbar an den Beginn- und Anschluss-Sätzen, mit dem von Rau sogenannten Vorevangelium neun Stufen, deren acht sich in zwei Hauptteile gliedern: einen ersten Teil der Wortverkündigung, einen zweiten Teil, in dem Wahrheiten aufgezeigt werden, die mit dem Leidens- und Todesweg zusammenhängen.

Die Nähe des Matthäus zu der altpersischen Religion kann natürlich nicht allein empirisch anhand des Textes gezeigt werden, sondern zunächst wird ein Begriff davon entwickelt, dann in sehr einleuchtender Weise mit den spannungsvollen Zweifeln innerhalb des Wortlautes »wiedererkannt«.

Im Aufbau des Markusevangeliums handelt es sich wieder um einen Prolog und folgend acht Hauptteile. Hier tut sich indes im Blick auf die Topographie der aufeinander folgenden Erzählungen eine spezifische Figur hervor, eine Heilshieroglyphe, von der aus der Bezug zu den Ägyptischen Mysterien sich unmittelbar herstellen lässt. Zu diesem Evangelium ist vom Autor vieles bereits in seinem letzten Buch ausgeführt worden (*Mit dem Feuergeist des Löwen*, 2004).

Auch im Lukasevangelium ergeben sich zu einem Vorevangelium acht Abschnitte. Die Gliederung ergibt sich hier aus einem in veränderter Form immer wiederkehrenden Motiv: den Gastmählern, an denen Jesus Christus beteiligt ist. Raus Entdeckung: diese Abschnitte enthalten klar erkennbar Elemente der jeweiligen Stufe des von Gautama Buddha gegebenen Erlösungsweges (Achtgliedriger Pfad),

welcher nun freilich nicht einfach zitiert und wiederholt, sondern gerade auf der letzten Stufe im Zusammenhang mit dem Gewährwerden des Kreuzestodes und der Auferstehung, die dem Erdenleid Sinn gibt, verwandelt und erhöht wird. Es folgt hier noch ein lohnender Exkurs zu dem immer wieder gefragten Thema Gnade und »Selbsterlösung«.

Die Gliederung des Johannesevangeliums zuletzt als eine zweifache (mit der Auferweckung des Lazarus in der Mitte) dürfte vielen Lesern vertraut sein. Jeder Teil ist »Zeugnis des Johannes«: jener ausgehend von dem Täufer, wie es einleitend mitgeteilt wird, dieser ausgehend von Lazarus, wie am Ende des Evangeliums festgestellt wird. Rhythmisch durchdrungen ist dieses Evangelium nicht allein, wie hinlänglich bekannt, von den Zyklen der Selbstaussagen und Zeichentaten, sondern auch von den zentralen Motiven in der Folge Logos – Licht – Liebe (Agape), wozu letztere, wie der Verfasser offenlegt, auch mit der geheimnisvollen Zahl der 153 Fische am Ende des Evangeliums verbunden sind – in welcher Weise, sei hier nicht verraten!

Den Abschluss bildet ein Blick auf das Ganze, indem nun mit Hilfe der vorangegangenen Differenzierung und Kategorien gezeigt wird, wie sich die Evangelien ergänzen und ihre Wahrheiten sich gegenseitig tragen. Dabei ist es freilich nötig, sich von einer weiteren Prämisse zu lösen, die sich tief in das Bewusstsein vieler Christen eingepägt hat, nämlich die Aufteilung der vier Evangelien in die drei ersten, synoptischen, und das »inkommensurable«, letzte, das Johannesevangelium. Rau zeigt, dass übergreifende Zyklen wie sowohl die bekannten sieben Worte am Kreuz als auch die Sabbat-Heilungen, zu denen er die Karsamstags-Tat Christi als achte hinzurechnet, auf einen Zusammenhang weisen, der nicht darin liegt, dass alle vier Evangelisten über Jesus Christus geschrieben hätten, sondern unmittelbar durch sein Wirken die Ereignisse und die Wesensart enthüllen, eben: Die Vier um den Einen.

Der große Reichtum an Kenntnissen – theologisch, philologisch, geschichtlich – hat Rau nicht der Versuchung erliegen lassen, ein enzyklopädisches Werk zu verfassen, das ange-

sichts dieses Themas und der vielen neuen Entdeckungen wohl möglich gewesen wäre. Vielmehr ist das Notwendige dicht und kurz gefasst, um ein Methodenbuch vorlegen zu können, welches dazu angetan ist, die eingangs erwähnte Forderung zu erfüllen: einen Weg zu der Wirklichkeit zu weisen, von der die vier Evangelien künden. *Johannes Roth*